Krieg der Sterne und Systeme

China ließ „Star Wars“ 1980 umschreiben

Guangzhou Es war einmal, vor langer Zeit, im fernen China. Damals durfte der Illustrator Song Feideng im südchinesischen Guangzhou den ersten „Star Wars“-Film sehen, obwohl dieser 1980 verboten war. Song sollte aus George Lucas’ Meisterwerk ein „Lianhuanhua“ machen, einen chinesischen Comic. Der Film, erzählt Song, „war sehr innovativ, sehr aufregend“. Zeigen wollte ihn die kommunistische Staatsführung ihrem Volk nicht – ihn aber für Propagandazwecke nutzen. China erwachte 1980 gerade aus der Isolation der Mao-Ära: „Ziel war es, die Welt der modernen Wissenschaft in China populär zu machen“, erinnert sich der Künstler.

In seinem Comic ersetzte er also den X-Wing-Raumfighter durch sowjetische Raketen und Kampfjets, Darth Vader erscheint neben einem Triceratops, Luke Skywalker im unförmigen Kosmonautenanzug, während die Rebellenführer westliche Anzüge tragen. Songs Comic fiel in die Zeit nach Maos Kulturrevolution (1966–1976), in der Science-Fiction einen kurzen Boom erlebte. Während der Kulturrevolution waren die Künste darauf beschränkt, die Kommunistische Partei zu glorifizieren, während Intellektuelle zur Landarbeit gezwungen wurden, was den Wissenschaften schwer schadete.

Als „Star Wars“ 1977 weltweit in die Kinos kam, wurde es in China noch als Fantasterei geschmäht: Aus „Unzufriedenheit mit der Realität“ suchten die Amerikaner „Trost in einer illusorischen Märchenwelt“, hieß es in einem Parteiorgan. Doch schon ein Jahr später fand Peking, Science-Fiction sei von entscheidender Bedeutung für die Erneuerung der Wissenschaften, und veröffentlichte eine Flut von fast tausend neuen Titeln.

Als Songs Comic herauskam, verkaufte dieser sich munter, sagt der

Illustrator Song Feideng mit seinem „Star Wars“-Comic. Foto: J. Eisele, afp

Zeichner heute: „Ich konnte einen Fernseher kaufen, eine Stereoanlage – es war unvorstellbar.“ Lange währte diese Phase aber nicht. Als die Künstler die Staatsführung kritisierten, wurde das Genre schnell wieder verboten. Utopien über ein China ohne Kommunismus waren nicht willkommen. Erst 1985 erschienen die „Star Wars“-Filme während eines US-Filmfestivals auf chinesischen Leinwänden. In den späten 80er Jahren strahlten es zudem örtliche Fernsehsender aus, während Raubkopien auf Video zirkulierten. Doch eine so große und treue Fangemeinde wie im Westen hatten die Filme in China nie.

Für die jüngste Episode „Das Erwachen der Macht“ wurden kräftig die Werbetrommeln gerührt, schließlich ist China inzwischen der zweitgrößte Filmmarkt der Welt. Doch Peking bleibt wachsam: 2011 kritisierte die Medienbehörde Fantasy- und Zeitreise-Geschichten als „bizarre Handlungen“. Vor kurzem forderte Präsident Xi Jinping, Künstler sollten in ihren Werken „die Grundwerte des Sozialismus umsetzen“. Song hat sich damit arrangiert: „Solange man sich nicht gegen den Staat und die Kommunistische Partei stellt“, findet er, „kann man zeichnen, was man will.“

Ben Dooley, afp

Diese überirdische Sehnsucht

Weltmusik Der Pianist Tord Gustavsen kombiniert Hymnen seiner Heimat Norwegen mit einer in Afghanistan gesprochenen Sprache. Mit dabei: die faszinierende Sängerin Simin Tander

VON REINHARD KÖCHL

Tord Gustavsen, Simin Tander und Jarle Vespestad (von rechts). Foto: Oyvind Hjelmen, ECM

Köln Sprache kann ein Instrument sein. Sie wirkungsvoll einzusetzen ist weit mehr, als einfach nur zu reden. Mit ihr lernt man Leute kennen, erfährt mehr über deren Eigenheiten und Vorbehalte. Sprache – wenn sie Fremdsprache ist – steht mitunter zwar für Distanz, kulturelle Abgrenzung und unvereinbare Sichtweisen. Sie besitzt aber auch die Fähigkeit, gerade dort Brücken zu bauen, wo niemand einen Pfeiler in den Boden rammen würde.

Was passiert jedoch, wenn Sprache an ihre Grenzen stößt? Wenn Menschen aneinander vorbeireden? Dann besteht immer noch die Chance, sich mit Händen und Füßen mitzuteilen: Körpersprache. Oder man lässt einfach die Atmosphäre wirken. „Wer diesen fremdartigen Lyrics, unseren Übersetzungen und Sprüngen zwischen mehreren Kulturen nicht folgen kann oder will, wer sich gerne ausschließlich auf die Musik konzentrieren möchte, der soll das tun. Für mich ist das absolut okay“, offeriert Tord Gustavsen eine Gebrauchsanleitung für sein aktuelles Album „What Was Said“ (ECM/Universal).

Denn das hat es in sich. Ein Pianist (Tord Gustavsen) und ein Schlagzeuger (Jarle Vespestad), beide Norweger, tun sich mit einer deutsch-afghanischen Sängerin (Simin Tander) zusammen, um die Tradition norwegischer Kirchenmusik zu erkunden. Dies geschieht auf einem Nenner, der weniger klein, geschweige denn gemeinsam, sondern schlicht nicht vorhanden scheint.

Der afghanische Dichter B. Hamsaaya übersetzte eine Reihe von pastoralen Liedern Norwegens ins Paschtu. Dies wird in Afghanistan (neben der zweiten Amtssprache Dari) sowie in Pakistan von etwa 50 bis 60 Millionen Menschen gesprochen. Gustavsen lässt den Soundtrack seines Heimatlandes, in dem der evangelisch-lutherische Glaube bis 2012 fast 500 Jahre lang als Staatsreligion festgeschrieben war, quasi ungebremst auf ein Vokabular prallen, dessen sich in Afghanistan auch die Taliban bedienen. Weiter könnten die Extreme kaum auseinanderliegen. Anknüpfungspunkte verbergen sich unter der Oberfläche. Denn kaum jemand würde es wagen, die puristische Wertehaltung des Protestantismus in ihrer Konsequenz mit dem Fundamentalismus islamistischer Hardliner auf eine Stufe zu stellen. Politisch nicht korrekt.

Warum braucht es überhaupt ein derartiges Konvolut aus Weltanschauungen? „Ich mag einfach den Klang von Paschtu“, nimmt der 45-jährige Gustavsen alle komplizierten Denkansätze aus dieser Frage. „Es ist eine Sprache, die sich perfekt zum Singen eignet. Dann ergab es sich, dass ich mich für die Dichtkunst der Sufi zu interessieren begann.“ Das Brennglas, durch das sich all die umherfliegenden Einflüsse bündeln ließen, heißt Simin Tander. Die Sängerin schenkt der hochbrisanten textlich-lyrischen Brücke ein tragfähiges stimmliches Fundament.

Die Frau kann nicht nur auf eine ungewöhnliche Art singen, sondern sogar in mehreren Sprachen: Paschtu, Deutsch, Französisch, Englisch. Jede korrespondiert mit der anderen, formt sich auf seltsam selbstverständliche Weise zu einem eigenständigen Amalgam. Sprachen verlieren ihre Kantigkeit, wenn sie durch Simin Tander hindurchgehen. „Sie faszinieren mich einfach, ihr Klang, ihre Möglichkeiten.“ Mag sein, dass diese Affinität an der multikulturellen Ausrichtung des „kölschen Mädches“ liegt. Geboren 1980 in der Karnevalshochburg am Rhein als Tochter eines afghanischen Journalisten sowie einer deutschen Lehrerin, gilt die Vokalistin mit den eindringlichen dunklen Augen als eine der aufregendsten neuen Stimmen der europäischen Jazzszene.

Davon profitiert nun auch Tord Gustavsen, der bereits namhafte Vokalistinnen wie Silje Nergaard, Kristin Asbjørnsen, Solveig Slettahjell oder Siri Gjære begleitete. Seit Sommer 2014 arbeiten die beiden zusammen. Schon in der ersten E-Mail seien die norwegischen Hymnen ein Thema gewesen, erinnert sich Simin Tander. Beide probierten ein bisschen herum, zunächst nur mit Flügel, später dann mit einem Moog-System, das Gustavsen die Möglichkeit zum Sampeln und Verfremden eröffnete. Irgendwann kamen ein Bass-Synthesizer sowie Jarle Vespestads sensitives Drumming hinzu. Texte existierten zu diesem Zeitpunkt noch keine, weder auf Paschtu noch auf Norwegisch. Also sang Simin Tander einfach auf „Fantastisch“, einer lautmalerischen Eigenkreation, die mittlerweile als ihre persönliche Kunstsprache gilt.

Gerade die Kombination aus getragenen nordeuropäischen Hymnen, sanft dahinfließenden elektronischen Effekten, dem symbiotischen Schlagzeugspiel seines Freundes Jarle Vespestad und Simin Tanders sinnlich-geheimnisvollem Gesang habe ihm Herz, Ohren und Verstand geöffnet, sagt Gustavsen: „Wir wollten diese Kirchenlieder aus ihrem theologischen Gefängnis befreien. Jeder Mensch verspürt den Wunsch, sich mit etwas Überirdischem zu vereinen. Dabei geht es weniger um Gläubige und Nichtgläubige, um Christen oder Moslems. Es geht um ein Gefühl, das tief in jedem von uns steckt.“

In Zeiten, in denen Menschen zunehmend wieder auf das Trennende zwischen den Völkern und den Religionen achten, besitzt „What Was Said“ die Funktion eines großen Steines, der den reißenden Strom verlangsamen kann. Drei Sprachschatzsucher begeben sich auf eine abenteuerliche Reise zwischen Oslo und dem Hindukusch, um den Dialog wieder anzukurbeln. Denn vor dem großen Schweigen kommt immer noch das gesprochene Wort. Oder das gesungene.

Feuilleton kompakt

DEUTSCHES HISTORISCHES MUSEUM

Berlin zeigt Kunstwerke aus dem Holocaust

Das Deutsche Historische Museum in Berlin zeigt erstmals 100 Kunstwerke aus dem Holocaust. Sie stammen von Menschen, die in Konzentrationslagern und Ghettos gefangen waren. Die Bilder aus den Jahren 1939 bis 1945 sind aus der Sammlung der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem, die noch nie so viele ihrer Kunstwerke außerhalb Israels gezeigt hat. Die Zeichnungen und Gemälde dokumentieren das brutale Leben in den Lagern, porträtieren Mithäftlinge oder zeigen scheinbar leichte Szenen wie Meereslandschaften als Flucht aus dem Alltag. Die Bilder künden „von den Gräueln der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“, sagte Museumspräsident Alexander Koch. Aber auf der anderen Seite seien es auch hochrangige Werke der bildenden Kunst, die deutlich machten, was es hieß, den Alltag damals auszuhalten. Die Ausstellung „Kunst aus dem Holocaust“ läuft bis zum 3. April. *(dpa)*

FLÜCHTLINGE UND STREET ART

Neues Banksy-Bild kritisiert Polizeieinsatz

Der geheimnisvolle Street-Art-Künstler Banksy hat mit einem neuen Wandbild das Vorgehen der französischen Polizei im Flüchtlingscamp bei Calais kritisiert. Das Bild auf einer Holzwand gegenüber der französischen Botschaft in London, das Arbeiter am Montag abdeckten, zitiert eine Illustration des Buchs und des Musicals „Les Misérables“. Zu sehen ist ein junges Mädchen vor der französischen Fahne, dem Tränen aus den Augen laufen. Am Boden liegt eine Dose Tränengas. Erstmals hat Banksy, dessen Identität nicht bekannt ist, sein Werk mit einem QR-Code zum Scannen versehen. Er führt nach Angaben der Nachrichtenagentur *PA* zu einem Video, das den Einsatz von Tränengas und Gummigeschossen im „Dschungel“ genannten Lager bei Calais zeigen soll. Dort leben tausende Flüchtlinge. Banksy bestätigte auf seiner Website, dass das Bild echt sei. *(dpa)*

Banksys Bild an einer Londoner Straßenecke. Foto: Getty Images

100 große Gedichte – zweite Lieferung

(54)

FRIEDRICH RÜCKERT

Amara, bittre, was du tust, ist bitter

Amara, bittre, was du tust, ist bitter,
Wie du die Füße rührst, die Arme lenkest,
Wie du die Augen hebst, wie du sie senkest,
Die Lippen auftust oder zu, ist bitter.

Ein jeder Gruß ist, den du schenkest, bitter,
Bitter ein jeder Kuß, den du nicht schenkest,
Bitter ist, was du sprichst und was du denkest,
Und was du hast und was du bist, ist bitter.

Voraus kommt eine Bitterkeit gegangen,
Zwo Bitterkeiten gehn dir zu den Seiten,
Und eine folgt den Spuren deiner Füße.

O du mit Bitterkeiten rings umfangen,
Wer dächte, daß mit all den Bitterkeiten
Du doch mir bist im innern Kern so süße!

Liebe ist bitter, oder?

VON STEFAN DOSCH

Die dichterische Produktivität von Friedrich Rückert, 1788 geboren und gestorben vor 150 Jahren, am 31. Januar 1866, war enorm. Das lag nicht nur an den zahllosen Übersetzungen und Nachbildungen aus fremden, bevorzugt orientalischen Kulturen, die der Sprachkundige vornahm. Auch sein genuines lyrisches Werk ist kaum zu überblicken, was Rückert nicht bloß Bewunderung, sondern die Bezichtigung der Vielschreiberei eingetragen hat. Ein Beispiel für seinen sich rasch fortbewegenden lyrischen Schöpfergeist ist der Zyklus „Amaryllis, ein Sommer auf dem Lande“ – 70 innerhalb nur weniger Monate verfasste Gedichte, alle das eine Thema variierend: Liebe, die nicht auf Gegenliebe stößt.

Dem Zyklus liegt reales Erleben zugrunde. 1812 warb Rückert um die Tochter eines Dorfwirts, blitzte jedoch ab. Von dieser Maria Elisabeth Geuss hat der „Amaryllis“-Zyklus durch Zusammenziehung einiger Vornamenssilben wohl seinen Titel, der zugleich Anspielung ist auf eine Gestalt antiker Hirtenlyrik wie auch auf die Pflanzengattung, zu der eine giftige Art (Amaryllis belladonna) gehört. Vor allem an diese Bedeutung knüpft das hier vorliegende 21. Gedicht an: Amara ist im Lateinischen „die Bittere“ – und um nichts als um diese vom Dichter so empfundene Eigenschaft der Angebeteten geht es im Folgenden.

Friedrich Rückert

Denn was Amara auch tut, dem Verliebten stößt es bitter auf. Leidensklug wird festgehalten, dass sogar gegenteiliges Tun dieselbe herbe Wirkung hervorruft (Heben/Senken des Blicks), sogar das Nicht-Tun (verweigerte Küsse) ist davon nicht ausgenommen. Mantrahaft kreist das Gedicht um dieses Wort „bitter“, elfmal taucht es auf in unterschiedlichen Wortarten, vier Verse bilden mit ihm den Reim, und die gegen das jambische Metrum gesetzte Stellung zu Beginn der Mittelverse im zweiten Quartett betonen zusätzlich die Bedeutung. Zeile für Zeile geht es um dieses Eine, bis in der letzten das Ruder herumgerissen wird: „Süß“ schmecken diese „Bitterkeiten“ – das ist nicht nur ein finaler Coup, sondern liebespsychologisch von großer Wahrhaftigkeit.

Rückert hat die Sonettform, die den ganzen „Amaryllis“-Zyklus durchzieht, nicht von ungefähr gewählt. In dieser strengen Versbindung haben Dante und Petrarca unerreichbare Frauen besungen. Doch wo sich diese Dichter in idealisierten hohen Sphären bewegten, ist in „Amaryllis“ das Gegenteil der Fall, wenn die Sonette an ein Dorfmädchen gerichtet sind. Rückert war sich des Gefälles wohl bewusst und gewann ihm humorvolle, auch grimmige Seiten ab. Nie gewagt hätten Dante und Petrarca eine Schmähung, wie sie der Dichter in einem der „Amaryllis“-Gedichte vornimmt: „Du bist nicht schön, kann ich dir redlich sagen“.